

Jochen Hörisch (Mannheim)

Heterogene Homogenität  
Jochen Bär's große Studie zur *Sprachreflexion der  
deutschen Frühromantik*<sup>1</sup>

In den Jahren 1801 bzw. 1803, also in den Hochzeiten der Romantik, veröffentlichte August Ferdinand Bernhardt eine zweiteilige *Sprachlehre*. Sie ist, wie schon der Untertitel der beiden Teilbände andeutet, antinomisch angelegt: *Reine Sprachlehre* ist der erste, *Angewandte Sprachlehre* ist der zweite Band untertitelt. Eine dialektische Formel steht denn auch im Zentrum dieser wenig beachteten (wenn auch vor dreißig Jahren reprographiert nachgedruckten) Schrift: „heterogene Homogenität“. Die erstaunlich modern klingende Formel ist tauglich, das komplexe Sprachverständnis der deutschen Frühromantiker zu charakterisieren. Nicht weniger als dies: alle Reflexionen, Theoreme und Philosopheme aller Frühromantiker zu rekonstruieren hat sich die umfangreiche, umsichtige und sorgfältige Heidelberger Dissertation von Jochen A. Bär vorgenommen. Das Erstaunliche: es ist ihr gelungen.

Die durchdachte Anlage der voluminösen Arbeit trägt zu diesem Gelingen bei. Sie breitet in ihren

Einzelkapiteln jeweils skrupulös die einschlägigen und disparat scheinenden Materialien aus, um sie sodann idealtypisch zuzuspitzen. Im Hinblick auf die Klärung der titelgebenden Leitbegriffe „romantisch“ und „Sprachreflexion“ (mit den Unterkapiteln Autoren, Themen, Diskurse) muß dieses Vorhaben denn doch im Halbspezifischen verharren. Beide Begriffe sind schlechthin überkomplex, sie widerstehen ihrer semantischen Reduktion – was Bär in der ihm eigenen intellektuellen Redlichkeit auch einräumt. Lohnend ist die Lektüre auch dieser Kapitel dennoch. Denn sie sind geradezu lexikographisch verwendbar, und sie schlagen eine Brücke zu den umfangreichen Anhängen, die vorzügliche Belege zu exemplarischen frühromantischen Schlüsselworten wie „Buchstabe“, „romantisch“, „Ironie“ oder „progressiv“ liefern.

Welche Bandbreite die frühromantische Sprachreflexion durchmißt, macht anschließend die präzise Erläuterung der sprachtheoretischen bzw. sprachphilosophischen Schrif-

<sup>1</sup> Jochen A. Bär: *Sprachreflexion der deutschen Frühromantik – Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus*. Berlin / New York (Walter de Gruyter) 1999 (582 Seiten)

ten von August Wilhelm Schlegel und Schelling deutlich. Beide nehmen auf sehr eigensinnige Weise die zwei altherwürdigen Traditionsstränge der abendländischen Beschäftigung mit Sprache auf: die „analytisch-mechanische“ und die „symbolisch-poetische“. Und beide geben ihr eine eigene Wendung, die erhellende „romantische“ Gemeinsamkeiten erkennen läßt. Schlegel interessiert sich für die technischen Aspekte poetischer Sprachverwendung und stößt dabei auf das Problem, ob und ggf. wie Sprache (Poiesis) zwischen Sinnlichkeit und Geist vermitteln kann. Aufgrund einer anderen und anspruchsvolleren Theorie-Architektur sieht sich Schellings Sprachdenken ähnlichen Problemen konfrontiert. Er begreift „Sprache als ein Übergangsphänomen vom Realen zum Idealen“ (161).

Sprache gehört stets zwei einander widersprechenden Registern an: dem der Sinne und dem des Geistes, dem der Kommunikation und dem des Bewußtseins, dem des Allgemeinen und dem des Einzelnen. Gegenüber immer noch weitverbreiteten Romantik-Klischees kann Bär nun zeigen, daß die frühen Romantiker an nichts weniger als an „Vermittlungen“ und „Synthesen“ zwischen solchen und verwandten Oppositionspaaren interessiert sind. Vielmehr bewährt sich gerade auf sprachtheoretischem Gebiet die Einsicht, daß die Position des Romantikers „die des Umschlagpunktes (ist). Romantiker sein heißt auf der Kippe stehen, oder anders gesagt: Solange jemand zwischen zwei Gegensätzen ein dynamisches Gleichgewicht halten kann, nenne ich ihn Romantiker,

sobald er nach einer Seite hin abkippt, nicht mehr.“ (42) Anhaltende Dynamik verdankt sich der Nicht-Lösung eines Problems. Damit hat Bär einen tauglichen Schlüssel gefunden, um in den Kapiteln über Themen (paradigmatisch wird das Sprachursprungsproblem abgehandelt) und über Diskurse (wie Philologie, Übersetzung, Komparatistik, Hermeneutik) herauszuarbeiten, „was eigentlich ‚romantisch‘ heißt“ (wie er in Anschluß an eine bedeutende Abhandlung von Arthur Henkel formuliert).

Die Frage wird skrupulös und zugleich bündig beantwortet: Romantiker sind paradoxiesensibel. Paradoxien nicht à tout prix auszutreiben, sondern in ihnen das Problem zu erkennen, das der Lösung verwandt ist – das ist der romantische Reflexionsgestus, der sich gerade auch im Hinblick auf Probleme der Sprache bewährt. Um im Referat stärker zuzuspitzen als es sich die Dissertation (die vielleicht eben deshalb den knappen und dichten *Monolog* des Novalis nicht so zur Sprache kommen läßt, wie er es verdient) erlauben will: Wir sprechen miteinander, weil wir uns nicht verstehen. Kommunikation ist notwendig, weil wir keinen Zugang zum Bewußtsein des anderen haben. Ironie im Sinne von systematischem Bewußtsein der Differenz von sagen und meinen ist keine exquisite Haltung, sondern unvermeidbar. Dissens und nicht etwa Konsens ist die regulative Idee der Kommunikation. Im Ursprung der Sprache steckt ein Sprung, ein Riß, eine Differenz. Die Sprache spricht um ihrer selbst und nicht um sog. Sachverhalte willen. Besonders dezidiert arbeitet Bär diese und andere Paradoxien in seiner

Rekonstruktion der romantischen Hermeneutik heraus. „Die Frühromantik hat ... – zum ersten Mal in der Geschichte der Sprachtheorie – das Scheitern des Verstehens nicht nur thematisiert, sondern als die Regel gesehen, die durch die Ausnahme des (immer nur partiellen) Gelingens bestätigt wird.“ (87)

Bär hat beides im Visier: die unterschiedlichen Denkansätze der einzelnen Romantiker und ihre Gemeinsamkeiten – um formelhaft zu sprechen: ihre Identitäten und Differenzen, ihre Differenzen als ihre eigentliche Homogenität. Zu diesen Kongruenzen gehört, daß die Romantiker durchweg (und an Herder anknüpfend) der zeitgenössischen idealistischen Philosophie ihre Verfangenheit in visueller Begrifflichkeit („intellektuelle Anschauung“ ist nicht umsonst ihr Leitbegriff) vorwerfen und eine „akroamatische“

Wende des Denkens verlangen. Das Ohr, nicht das Auge ist das Schlüsselorgan der Erkenntnis (ein Motiv, das – notabene – der spätmoderne Romantiker Ulrich Sonnemann in seiner Kritik der „Okulartyrannis“ vieler Theorien wieder aufgenommen hat). Der linguistic turn der Philosophie hat hundert Jahre früher statt, als die gängige Datierung es will. Bär ist ihr aufmerksamer Historiograph. Er hat ein Grundlagenwerk vorgelegt, das in der Lage ist, viele unproduktive Üblichkeiten (incl. der Überschätzung von Wilhelm von Humboldt) zu überwinden. Zugleich gelingt seiner Untersuchung eine Charakteristik des frühromantischen Denkstils überhaupt: „Den Frühromantikern geht es hier wie sonst nicht um bloße Diversität, ebensowenig um eine unio mystica, sondern um vielfältige Einheit, um ‚heterogene Homogenität‘“ (318).